

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 64.

Montag, den 15. Dezember.

1924.

### Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhard.

(Nachdruck verboten.)

(8. Fortsetzung.)

Es ist ein Brief gekommen an die Mutter — ich weiß nicht, was drin gestanden hat, auch nicht, wer ihn geschrieben hat. Seitdem hat er getrunken und hat gesagt, er bringt mich um, und hat die Mutter geschlagen und die Kinder auch.

„Das ist schrecklich traurig, mein armes Kind! Sprich jetzt noch nicht weiter — ich erst! Du mußt ja ungeheuer hungrig sein!“

„Ach nein, nicht so sehr. Lisbeth hat mir ihr Abendbrot mitgegeben.“

„Und das Reisegeld?“

„Auch von Lisbeth. Ihre Großmutter hatte ihr ein Goldstück für ihr Verkehrzeugnis geschenkt — das hat sie mir gegeben.“

„Mein gutes Kind! Mein Patschen!“ murmelte Frau Olga gerührt. „Du bist mit Lisbeth in derselben Schule?“

„Ja, aber ich bin in zwei U. und sie ist in zwei D.“

„Und wie lange wohnt ihr dort im Hause?“

„Seit zwei Jahren. Früher, wie noch alles besser war, sind die Kinder oft hinaufgegangen und haben fertiges Schuhwerk hingebraut. Herr und Frau Settegast ließen alles bei — bei — ihm arbeiten. . . da haben die kleinen Geschwister oft Kuchen und Bonbons bekommen, und mein Schwesterchen bekam eine schöne Puppe und ein Bilderbuch von Krida geschenkt. Aber wie es dann so schlecht bei uns ging, da hat das aufgehört, da durften die Kinder nicht mehr nach oben gehen, und ich bin oft halbe Tage bei einer Schulfreundin gewesen, damit er mich nur nicht zu sehen bekam. Auch ein paar Nächte war ich schon fort, aber das war schwer zu machen, ich hab' immer Angst gehabt, der Schuhmann findet mich und zeigt mich an.“

„Da kommt Emma und bringt uns mehr Frühstück — das ist recht. Komm jetzt, Lydia, wir wollen zusammen essen, dann schmeckt es gleich noch einmal so gut, nicht wahr?“

Unauffällig beobachtete Frau Burkhardt, wie beide das Kind zugriff, welche guten Manieren es beim Essen hatte. So sichtbar war dem Mädchen der Stempel der Bornehmheit aufgedrückt, daß Olga unschwer den Zusammenhang der Dinge erriet, selbst wenn sie nicht den Satz im Briefe ihrer Nichte gelesen hätte: „Ich glaube nicht, daß das ihr wirklicher Vater ist.“

Schweigend frühstückten die beiden, während draußen das Schneegestöber stärker einsetzte und die weißen Flocken einen wilden Tanz vor dem Fenster vollführten. Während Lydia mit Wohlbehagen die heiße Schokolade trank, wanderten ihre Augen über die gediegene Ausstattung des Zimmers, in dem sie saß, und kehrten dann immer wieder zu ihrer Beschützerin zurück. Das Kind beobachtete scharf — es sah, wie gut der Stoff des Kleides, wie tabellos der Sitz, wie wertvoll der alte Goldschmuck war, der so gut zu dem tiefen, satten Grün des Kleides stimmte, und wie schön, echten Schildpattkamm Frau Olga im Haar lag. Ein träumerisches Behagen kam über das gehegte Kind, weich und leicht legte sich ein wohliges Ausruhen auf seine Seele.

Es kratzte an der Tür, und ein leises Knurren ließ sich vernehmen.

„Das wird Monarch sein, mein guter Bernhardiner!“ sagte Frau Olga. „Geh nur zur Tür und laß ihn ein, er wird dir nichts zuleide tun!“

Langsam kam der mächtige Hund ins Zimmer, sorgsam zog er die neue Witterung ein, schritt zu seiner Herrin, legte den Kopf an ihr Knie und schaute mit treuen, fragenden Augen zu ihr auf.

„Ja, ja!“ nickte sie.

Da machte Monarch Kehrt, ging auf Lydia zu und reichte ihr eine seiner gewichtigen Taten zum Willkommen entgegen. Lydia nahm sie in ihre beiden schmalen, feingeformten Hände, dann kauerte sie sich nieder und lehnte ihren Kopf an den des Hundes. Es gab ein hübsches Bild.

„Das nenne ich rasch Freundschaft schließen — das spricht für euch beide!“ lobte Frau Olga. „Komm jetzt mit mir, Lydia, ich will dein Zimmer herrichten, und du sollst mir dabei helfen. Wenn wir damit fertig sind, schreibe ich an deine Mutter und an Lisbeth.“

Es gefiel Frau Burkhardt, daß Lydia sich nicht in überschwenglichen Dankesäußerungen erging, sondern nur stumm die Hand ihrer Beschützerin ergriff und küßte. Beim Herrichten des Zimmers, Beziehen der Betten, Ordnen der Geräte stellte sich das Kind willig und praktisch an. Mit Absicht ließ Olga dies nicht von einem ihrer Dienstmädchen besorgen — sie wollte feststellen, wie Lydia sich dabei benahm.

Am Nachmittag hatte es zu schneien aufgehört, die Sonne brach durch, es wehte eine frische, köstlich reine Luft, die bereits einen Hauch des Frühlingsodors mit sich führte. Da ging Frau Burkhardt mit ihrem jungen Gast durch den Park an die See.

Der Park war sehr weitläufig, im großen Stil angelegt, von einer malerischen Schlucht durchquert. Hier rieselte und plauderte im Sommer geschwätzig ein munterer Bach, den verschiedene kleine Brücken überwölzten. Jetzt war das Wasser halb gefroren und zum tragen Stillstand verdammt. Prachtvolle alte Linden, Eichen und Buchen, wahre Riesen, standen hier, und von Zeit zu Zeit breitete eine gewaltige Schirmtanne, eine schön gewachsene Fichte, eine anmutige Blaukiefer ihr Geäst, das noch Reste von Schnee festhielt.

„Wie wunderschön muß es hier im Sommer sein!“ bemerkte Lydia.

„Wunderschön!“ bestätigte Frau Olga. „Eine Fülle wilder Blumen wächst hier — Maiglöckchen, Fingerhut und Schlüsselblumen — tiefer hinein ist eine Wiese, die wimmelt voller Maiglöckchen, und die Ränder des Baches sind ganz blau von Bergklee. Da könntest du schöne Sträuße machen für dein Zimmer und für unsere Wohnstube.“

„Wenn ich — wenn ich dann noch hier bin!“ warf Lydia zaghaft ein.

„Das allerdings bleibt abzuwarten, mein Kind. Solche schwerwiegende Entschlüsse, die eine ganz neue Lebensführung bedingen, lassen sich nicht in einem halben Tag feststellen. In unserm Fall gehört noch das

Einverständnis, die Erlaubnis verschiedener Menschen dazu. Du bist ein Kind und darfst dir dein Leben nicht nach deinem Belieben einrichten. Du hast abzuwarten, wie die Menschen, zu denen du gehörst, über dich verfügen!"

"Ich will alles — alles will ich — nur nie wieder zurück!"

Es kam nicht heftig, auch nicht verstoßt eigensinnig heraus — in Blick und Ton lag eine leidenschaftliche Energie.

"Was würdest du tun, wenn deine Eltern dich zurückforderten und ich dich hergeben müßte?"

"Fortlaufen — immer wieder fortlaufen — und wenn das nichts hilft, mir das Leben nehmen."

"Kind, Kind, was sind das für Gedanken! Die darfst du gar nicht in dir aufkommen lassen!"

"Ich sage auch nur, wenn alles nichts hilft! Zurück gehe ich nicht mehr."

Monarch, der an Odias Seite schritt, hob den mächtigen Kopf und sah ihr ernst und fast vorwurfsvoll ins Gesicht mit seinen treuen Augen, als habe er jedes Wort verstanden. Jetzt hob sich der Weg — er führte auf eine Anhöhe, die von einem kleinen Tempel mit Rundblenden gekrönt war — und da lag das Meer, dunkel und weit, leise wallend, und in feierlichem Rhythmus rollte die Brandung gegen das Ufer.

Ein leises „Ah!“ — war es Staunen war es Entzücken? — kam von Odias Lippen. Wie angewurzelt blieb sie inmitten des Tempels stehen, ein feuchter Glanz kam in ihre Augen. Wieder gesiel es Olga, daß keine enthusiastischen Lobeserhebungen über des Kindes Lippen kamen. Auch sie selbst sprach vorerst nicht.

"Denke dir die See nun tiefblau unter einem leuchtend blauen Himmel!" sagte sie nach einer Weile. "Denke sie dir schwarz wie die Nacht, tobend, rasend, vom Sturm aufgewühlt — und denke sie dir dunkelgrün, von langen, schneeweißen Schaumwellen durchzogen, oder ganz glatt, ganz ruhig, opalartig schimmernd, wieder dann glutrot von der Abendsonne angestrahlt — immer ist sie schön, immer erhaben! Ich lebe nun schon so lange Jahre hier, aber nie bekomme ich den Anblick des Meeres satt, immer weiß mir die See etwas zu sagen, und selbst der Zauber der Hochgebirgswelt wiegt mir ihre ewige Schönheit nicht auf."

Odias nickte still vor sich hin.

"Und bei Sonnenaufgang — wie schön muß es da sein!" bemerkte sie endlich leise.

"Dazu gehört ein sehr frühes Aufstehen, man muß sich viel Schlaf abbrechen — wirst du das können?"

"Was ich wirklich will, das kann ich auch!" sagte das Kind kurz und fest.

### III.

"Liebste, Einzige, nun reden Sie bloß — nun erzählen Sie bloß! Ich brenne ja vor Neugier! Gott, mein guter, verstorbener Mann hat mir die Neugier abgewöhnen wollen — was hat er sich für Mühe damit gegeben! Erreicht hat er nichts — Gott hab' ihn selig! Neugierig bin ich gewesen, und neugierig bin ich geblieben. Rein auf der Folter hab' ich diese vier, fünf Tage gelegen, und der infame Rheumatismus ist mir noch nie so ungelogen gekommen. Na, ich konnte doch keinen Schritt setzen — keinen Schuh anziehen — und weh getan hat das Ekel von Fuß! Und nun kommt meine dumme Margell, die Mine, und erzählt mir von Ihrem Abenteuer, und die Kantorin kommt und redet, und die Minuthsche kommt und redet — und daß Sie ein wildfremdes, hergelaufenes, hübschönes Kind hier aufgenommen haben — und ich weiß von nichts."

"Liebste Frau Pfarrer, ich konnte nicht zu Ihnen kommen; wirklich, ich konnte nicht! Kaum bin ich vom Schreibtisch fortgekommen, soviel gab es zu schreiben, zu ordnen, zu befehlen, einzutauschen; gestern sind wir den halben Tag im Städtchen gewesen."

"Herrgott, ich glaub' es Ihnen ja, Engländer, ich glaub' Ihnen jedes Wort! Wenn die Frau nicht zu mir kommt, wo sie doch weiß, was ich auszustehen hab' und wie die Neugier mich quält, dann kann sie eben nicht, hab' ich mir gesagt! Aber jetzt bloß reden — erzählen — ich will still sein wie eine Maus!"

(Fortsetzung folgt.)

## Tremosine.

Von Otto Kallender.

Um es vorwegzunehmen: betonen Sie das Wort auf dem o. Dann fällt es im Daktylus wie in einer tönenden Kaskade herab, und Sie sind logisch im Bilde, denn um eine Gebirgslandschaft mit wilden klingenden Kaskaden handelt es sich.

Siebzehn Dörfer Malmotive für redliche Herzen, romantisch auf grüner Alm verstreut, führen als Gemeinde den klangvollen Namen Tremosine und bilden einen Ort, der den meisten Reisenden nicht nur zufällig verborgen bleibt, sondern sich geradezu absichtlich, wie in überzogener Bescheidenheit, den Blicken der Fremden entzieht. Scheu entschwebt er dem Tafelweil des Gardasees, das im zarten Morgen persisch-lasener Passagiere voll von Malcesine nach Campione un-erwegs ist und steigt stets höher himmelan bis man auslekt, hoch über dem Mastbaum nur noch etwas winziges Gemäuer an der Felswand kleben sieht das man eher für eine optische Täuschung als für Häuser der Menschen zu halten geneigt ist.

Auch Campione, das senkrecht unter Tremosine liegt, erscheint ziemlich unglaublich. Am ehesten kann man es noch als eine Art Tablett erklären auf das der liebe Gott ein paar Fabriken, eine renovierte Kirche, einen Elsbambain und eine Anzahl Proletarier setzte, und das er, als er noch ein kleiner Junge war, auf dem See herumschwimmen ließ. Später trieb es in jener felsigen Bucht an, wo Algen Tant und Moos es allmählich mit dem festen Land verbanden.

In Campione stehen logisch drei Autobusse bereit, die in einzelnen, seltenen Fällen in der Tat daselbst aufsteigenden Reisenden nach dem Hochland zu befördern: zwei geschlossen, die dem servizio pubblico geweiht sind und ein offener, der dem Hotel Tremosine gehört. Da die beiden öffentlichen, aber geschlossenen zu den bedeutendsten Alttümern Italiens zählt werden, was Wunder jekt, wenn ein deutscher Mann, dem sonst so Hohes nie zu Birne stieg, sie heimlich mit den Wilden mißt (Umland) und keine Knochen lieber dem selbstlich wohlhaltenen 35-B. S. Fiat des Hotels anvertraut? Der Chauffeur dieses Fahrzeuges, blond und blauäugig wäre das Ideal jedes Bartels. Er spricht im Geenenak zu seinen Landsleuten, leise und wenig. Er weiß, worauf es ankommt. Sein Gesicht ist gefurcht. Seine Mienen zeigen äuerste Entschlossenheit an.

Wir sitzen wohl verstaubt im Fond. Alia wirft das goldblonde Gelod, ein Werk des Wiener Coiffeurs in Gardone Riviera, mit lächem Entschluß in den Nacken, die zwei dicken Abbat hinter ihr schlagen für alle Fälle, das Kreuz und die Bohnenblut (brich: Bohnenblut) vom New York Mercury, halt einen Augenblick Gummi zu saugen inne. "Go on!" Und es got on. Windischnell am See entlang und — lupo — verfährt in einer großen Kurve der Wagen das Tablett von Campione. Die kaum zwei Meter breite Straße ward mühsam dem Stein abgezwungen. Nicht sehr kunstvoll. So daß nahezu jeder Zentimeter in einer anderen Richtung verläuft und der Besahrer einen wahren Ciertanz an Steuerung exekutieren muß. Das Gesicht des Mannes ist berechnend, denn er fährt diese Tour täglich zweimal. Er fährt sie bewundernswert und kommt trotz der starken Steigung fast reißlos mit dem dritten Gange aus. Märrerln im Stein und in der dünnen Brückung die Löcher bezeichnen sinnig die Stellen, wo Gefährte den Weg zur Tiefe nahmen, und wünschen gute Reise. Unten stehen winzige Schiffe winzige Spuren auf dem See. Welche Raststuntunnel nehmen uns auf, rauschen kühl und tragen eine Innenarchitektur wie von Boelsia. (O Natur...) Den tollen Biazadweg beschleht eine schön geschwungene Kurve und nun schraubt sich die Straße in zahllosen engen Windungen einer Spirale eine Schlucht hinauf, die sich nach oben mächtig öffnet, weitet und begrünt, und in der die Cascada di Tremosine fließend herabstürzt. Noch Walberti Stifter machte das zu Fuß. Ob mir in Tremosine ein Stück seiner immergrünen Prosa als Wirklichkeit aufersteht? Ob ich den holdseligen Camerastern Milanello begegne? ... Ah der erste, dem ich begegne, ist der Schumann. Er nimmt mich auf die Seite und fragt mich nach dem Preis der Autofahrt, nach Zweck und Dauer meines Aufenthalts, und was ich zu essen, trinken, schlafen oder machen begehre, und hat auf mein Warum nichts als ein sachlich horniertes „Dienlich“. Und wahrlich, wenn der Mann nicht Italienisch spräche, möchte ich glauben, ich sei im Lande der Polizeiverfügungen statt der Limonen. Mit kriminell geschärftem Blick erkenne ich fünf Minuten später aus seinem Gebärde beim Hoteller, daß es sich darum handelte, daß ich armer Idiot statt eines öffentlichen das offene Auto benutzt hatte, dem der Transport von Passanten verboten ist; und da bekanntlich Unkenntnis des Gesetzes ebenlowenia vor Bestrafung schützt wie Kenntnis desselben, so ist es ein reines Wunder, daß ich mich annoch der italienischen Freiheit erfreue.

Im ersten der siebzehn Dörfer, dem ersten Biene, steht eine Langobardentirke. Aber nichts als der strenge romanische Reiterfinger des Turmes, nichts als ein übrigegebliebener Kopf einer Madonna und die Reste eines Ritterbildnisses im Torweg ist erhalten aus langobardischer Zeit. Reich renoviert und mit dem öden Hierat des neunzehnten Jahrhunderts behangen prangt das Innere in mühseligerbehafter Trostlosigkeit jeder Stein ein Denkstein des Fortschrittes, jede Wand ein Wie sieh ich da!

Die Bauart des Dorfes Biene ist eine so sehr geschlossene, daß die Häuserreihen wie Ketten halbaufgezogener und ineinander gesteckter Streichholzschachteln anmuten, daß beifalls-

weisse die Küche des Hauses Nr. 7 unter einem Bimmer des Hauses Nr. 8, der Bühnenfall des Hauses Nr. 8 unterm Heuboden des Hauses Nr. 9 liegt und so fort. Gasse und Hof Gang und Stiege gehen ineinander über und werden eines. Das Mauerwerk klein und eng und niedrig und winflig steht noch wie es im Mittelalter stand und die Wägen haben hier Tradition. Über drei Höfe durch drei Etagen, einen Bühnenfall und drei Heuboden gelangt man sehr bequem auf einen Feisvorplatz. Still ruht der See dreihundert Meter lotrecht darunter. Man kann hier sehr schön „O Täler weit, o Höhen“ anstimmen Oder photographische Aufnahmen machen. Oder hinunterstürzen. Man kann auch wenn man sich wieder zurückgefunden hat, die übrigen sechzehn Dörfer ansehen gehen, die wie unsere lieben Frauen aus der Ferne schon so reizend wirken daß sie aus der Nähe nur noch verlieren können.

Wenn man dann nach dem berühmten italienischen Kaffee, gegen den der sächsische Mokka nichts ist sich von dem so entschloßen dreinschauenden Chauffeur hinuntersteuern läßt nach Campione (vorausgesetzt, daß der Schumann ihm nicht in die Speichen fällt), trägt die Landschaft ein anderes Gesicht: was am Morgen heiter glänzte, hat in der goldstarrenden Bemalung der Nachmittagssonne das ernste Air dantesker Allegorien; was am Morgen fühlbar Schatten war, dunkelt nun blau und geheimnisvoll und ist durchaus geeignet, das Herz mit frommem Schauer zu erfüllen. Schon wird die Schlucht in die man brausend hinabfährt, eng und enger. Schon neigen die Felsenganten sich drohend über das Menschengefährt. Schon ist's als ginge die Kabrt durch das schwarze Felsentor, darin tragisch die Kaskade rauscht dunkel hinab in den Orkus; da schwinnt über der grohen Kurve opalisierend blau und in heller Maie der See ins Bild. Die Adzadour beginnt, der Gieranz vom Morgen. An einer Säule mit kupferner Tafel und welchem Kranz brems der Führer so stark, daß der Wagen fast zum Stehen kommt. Hier stürzte einst ein Autobus in den See. Warum der Chauffeur nicht schon bei der Bergfahrt den Grub bot? Weil es zu umständlich ist. Raswärts hält er ohnehin bis zu jener Stelle den Motor ausgeluppelt, und die Vielat verbindet sich zwanglos mit der Vorsicht. Schön und robust und mit Vollaas fährt er dann weiter.

Und wie am Morgen Tremoline aus dem Tafelwerk des Schiffes aufsteig sinkt es am Abend dahin tief und tiefer im Maß, wie das Schiff sich vom Lande entfernt. Die Alm liegt nun in einem dunklen Blau, und über den Bergen von Brescia steht schon der Mond. Der Wunder gröttes aber ist der Mensch; stumm an der Keeling lehnt Mr. Bohnenblut vom „New York Mercur“ und lauch von Zeit zu Zeit im wohlgeübten Bogen in den See. Warte nur, über ein Kleines tut es ihm Alta nach. Denn Raugummi ist der Clou der Saison.

## Sterndeuterei und Rechtsprechung

Das Wahragewesen und darunter besonders die Sterndeuterei macht sich gegenwärtig wieder auffällig bemerkbar und löst damit den grohen Kreis Neuaterier zu einem neuen Perich, in die Zukunft zu schauen. Der Konsulent pflegt auf Anfrage eine mehr oder minder verschwommene Charakteranalyse zu erhalten die leidlich trifft, wenn sie auf araphologisch-Grundlage beruht und eine Prognose, über deren Wert die Meinungen sehr geteilt sind. Die Passuna der Angebote ist im allgemeinen die, daß eine „Probeleuna“ kostenlos vorproben wird. Insofern ist hierin keine straffällige Handlung zu erblicken, da sich ja jeder nach Leune damit befüßtigen kann, den Schleier des Bildes von Sais wie ein mutwilliger Knabe hin und her zu zerren. Wird dagegen über die erlaubte Diagnose des Schicksals bzw. des Charakters hinaus eine Prognose gegen Honorar verkauft, so kann der betreffende Prophet einen unliebsamen Zusammenstoß mit dem Staatsanwalt gewärtigen. Uns ist noch frisch im Gedächtnis, daß sowohl München wie Hamburg in dem Sinne entschied, daß es den Gedanken der Maltität der Zukunfts-entfennung ablehnt.

Daß es aber mit der Ablehnung einer Vorausberechnung der Zukunft ein eigen Ding ist, beweisen nicht nur die wenigen auf reinem Hellsehen beruhenden zutreffenden Blicke in die Zukunft, sondern auch rein periodische Untersuchungen. Ein schlagendes Beispiel in diesem Sinne bedeutet die auf umfangreichen Vorarbeiten beruhende, schon 1896 veröffentlichte Vorausberechnung des Weltkrieges für das Jahrzehnt 1910 bis 1920 durch den Berliner Ingenieur Rudolf Mewes.

Mewes befaßt sich in seinen umfangreichen Arbeiten nicht nur mit Perioden, die etwa ein Jahrhundert umfassen, sondern auch mit solchen von wenigen Wochen Dauer, wie besonders denen von 23 und 28 Tagen, die der Berliner Arzt Wilhelm Mieh und seine Schüler eingehend studiert haben. Wenn auch bei diesen Perioden eine Beziehung zu den Sternen nicht unmittelbar einleuchtet, so bleibt doch die Herstellung derselben eine offene akademische Frage. Bei der raschen Bewegung des Mondes bereitet es dem Sterndeuter gewiß keine Schwierigkeiten, die periodischen Tage nach Mieh auch in seinem Sinne auszuwerten, mit anderen Worten, anzugeben, daß an dem betreffenden Tage ein „unglücklicher Alwet“ die Handlungsweise des betreffenden Menschen beeinträchtigt habe.

Diese periodischen Tage haben nun in der Rechtsprechung eine ungeahnte Bedeutung erlangt. Wenn der Verteidiger nämlich nachweist, daß bei dem Beklagten die Verbrechen auf periodische Tage gefallen sind, so wird darin „eine krankhafte

Störung der Geistesstätigkeit“ gesehen, bei der eine „freie Willensbestimmung ausgeschlossen“ ist, so daß ihm die Sannungen des § 51 des Strafgesetzbuches zuteil werden.

Vor Gericht, sagt Wilhelm Mieh wurde einmal gegen einen Brandstifter verhandelt, der eine Reihe von Brandlegungen auf dem Gewissen hatte. Der beauftragende Arzt, der verstorbene Neurologe Dr. Burdach, wies die Richter darauf hin, daß die Daten der Brandstiftungen die Abstände von 23 Tagen innehielten wie die Krankheitsanfalle automen, die inneren Trieben entsprechen. Das Gericht sah deswegen von einer Bestrafung ab.

Über einen ähnlichen Fall einen Soldaten betreffend, richtete der Nervenarzt Dr. Bruno Saaler. Der Soldat stand wegen verschiedener Verbrechen vor dem Militärgericht: Wegen unerlaubter Entfernung aus dem Heere, wegen dreimaliger Flucht aus der Haft, wegen Zerrümmerung von Sachen und Beleidigung von Vorgesetzten. Nachdem zwei ärztliche Sachverständige ihn einfach als raffinierten Verbrecher bezeichnet hatten, machte der obengenannte Nervenarzt darauf aufmerksam, daß die Daten dieser Verbrechen Abstände von 23 und 28 Tagen aufwiesen. Indem man sich zu der Auffassung herbeiliess, daß es sich um triebartige Anfälle mit kriminellem Effekt gehandelt hatte, bei denen freie Willensbestimmung ausgeschlossen sein soll, kam es auch hier zu einem Freispruch des Mannes.

Nachdem die Häufigkeit der Verbrechen aller Art, der Selbstmorde, des Eintretens von Geisteskrankheiten, der Annahmen an Irrenanstalten und den vorübergehenden Geistesstörungen der Epileptiker nach den Untersuchungen des Schweizer Arztes Dr. Robert Ammann auf die Schwankungen der Intensität der Luftelektrizität und des Erdmagnetismus zurückzuführen sind — und diese wiederum sehr enge kosmische Beziehungen erkennen lassen —, scheint doch an der anerkannten Astrologie, mag man sie nennen wie man will, etwas mehr daran zu sein, als man bislang angenommen hat.

Aus diesen Erwägungen ergeben sich wichtige Folgerungen:

Zunächst hinsichtlich des Richters, dem entwidelt wird, daß der Beklagte des Schutzes des § 51 StGB teilhaftig werden müsse. Man kann gewiß einen Verbrecher für einen Unschuldigen halten, man kann verstehen, wie er durch „Milleu“ um, im weitesten Sinne straffällig geworden ist, aber man darf die Interessen der Gesellschaft nicht insofern hintanlegen, als man sie nicht vor den Einflüssen solcher Schädlinge zu schützen geneigt ist. Man hat nicht mit Unrecht gesagt: Der Richter, der nicht strafen kann, aekelt sich schließlich dem Verbrecher.

Und dann hinsichtlich dessen, der astrologischen Studien beflissen ist. Die Sterndeuterei mag vielen Anfinn enthalten. Immerhin neigt der fortschrittliche Gelehrte einer Ansicht zu, die Prof. Albert Godel als Rektor der Universität Freiburg in der Schweiz ausspricht: „Daß selbst in dem Glauben der Astrologen ein Fünftel Wahrheit, vielleicht am Ende einlaes falsch ausgelegte Beobachtungsstatistiken stecken.“

Wir machen eine schwere Krise unserer Weltanschauung durch!

## Sammler-Ede

Für Briefmarkensammler und solche, die es werden wollen. Ein Briefmarkenalbum wird wohl auf vielen, vielen Wunschzetteln unserer Kinder und auch unserer Erwachsenen stehen und damit erhebt sich die schwerwiegende Frage: Welches Briefmarkenalbum? Gekauft ist schnell eins, aber der innere Wert desselben offenbart sich dann erst beim Sammeln und da bringt das auf bearbeitete Album lebenslange Freude und das schlecht bearbeitete Ärger. Was kann dem Sammler z. B. Ärgerlicheres passieren, als wenn nach längerem Sammeln der Verlag seines Albums aufhört und er keine Nachträge mehr bekommt? Dann heißt es: Ein neues Album kaufen und alle gesammelten Marken umkleben, oder aufhören und den neugewonnenen Sport vermissen. Langjähriges Erscheinen und eingewurzelte Vererbung des Albums bieten da nur die beste Gewähr, daß man von seinem Album nicht im Stich gelassen wird. Das ist der Verlag von C. F. Rude in Leipzig erscheinende Schaubel-Album liegt zurzeit in der neuen 48. Auflage 1925 vor, der 1924 erschienene Jahresnachtrag konnte sich trotz der 40. nennen. Neben den naturgemäß sehr umfangreichen Ausgaben, die alle Marken der Welt umfassen, bringt der Verlag auch Ausgaben für Europa und Deutschland und schließlich für mittlere Sammler die Vitoria-Ausgaben, die einen Auszug als dem grohen Schaubel bilden und am Rande jedes Plattes die Markenpreise bringen, so daß ein besonderer Preisatlas nicht angeschafft zu werden braucht. Diese Vitoria-Ausgaben liegen zurzeit in der neuen 19. Auflage 1925 vor. Während es bisher für diese Ausgaben bestellbare Nachträge nicht gab, hat sich, wie wir superlativ erfahren, der Verlag jetzt entschlossen, auch zu diesen Ausgaben im Normal passende und daher zum unmittelbaren Einfließen in das Album geeignete Nachträge zu bringen. Genaue Prospekts versendet die Verlagsfirma C. F. Rude, Leipzig, Querstraße 17, unberechnet.



# Weihnachts-Büchertisch



## Romane und Novellen.

Kurz vor dem Weihnachtsfest ist noch eine größere Anzahl von Büchern erschienen, deren Würdigung im Rahmen eingehender Besprechung eine rechtzeitige Bekanntgabe verbieten würde. Wir möchten daher im nachstehenden kurz auf einige Bücher hinweisen, die eine angenehme Lektüre für einige Feiertagsstunden versprechen und sich nach Inhalt und Ausstattung ganz besonders für Geschenkwerte eignen. Den Reigen dieser Übersicht möge ein Künstler-Roman von Walther Kithad-Siahn: „Florentins Bruder“ (Verlag Gebrüder Paetel — Georg Paetel — Berlin) eröffnen, in dem die Tragik eines Kunstbegriffen, dem die schöpferische Kraft verläßt, behandelt wird. Die reife Kunst Gustav Schröders Menschenbildnisse, Land und Leute zu schildern, kommt mit zwei Romanen: „Die Leute aus dem Dreifalt“, ein Buch von Menschen zum Menschen, wie es uns jetzt not tut, und „Der Hof im Ried“ (beide bei Quelle u. Meyer in Leipzig), letzteres in der bekannten „Novellenbücherei fürs deutsche Haus“ erschienen, aufs beste zur Geltung. Hans Friedrichs groß angelegter Roman „Die gnadenlose Ferne“ (Weltbund-Verlag, Hamburg 25) rührt an das Geheimnis des Seins. Ein Menschenbildnis, durchflungen von dem Ruf der Ferne, aufblühend inmitten hunder Südeinsamkeit, zerbricht an der unermeßlichen Macht des Seins. Gustav Frenssens neues Buch „Lüthe Witt“ (G. Grote, Berlin) ist eine Erzählung in der Begebenheiten jüngster Vergangenheit in erlebnisreicher Nachschöpfung dichterliche Abwandlung erfahren. Ein humorvolles heraliches Buch vom Glückseligen und Glückseligmachen ist Alice Berends „Betrachtungen eines Spiehbürgers“ (Albert Langen, München). Lesebuchaufzeichnungen eines Großpapas mit Bemerkungen über Liebe, Ehe und Frauen und einer Fülle von Lebensweisheit eines feinempfindenden Menschenherzens. Katharina Wolskys Novellen „Schale auf dunklen Weiden“ (Albert Langen, München) lassen die Schicksale dunkler triebhafter Wesen zum Erlebnis werden. Eine erfrischende Herzhaftigkeit und Bildhaftigkeit der Sprache fesselt ebenso wie die Mannigfaltigkeit der Stoffe, die meisterhaft behandelt werden. Heinrich Federers neuer Roman „Papst und Kaiser im Dorn“ (G. Grote, Berlin) schildert im stillen Kampf eines streitbaren Herrn mit warmem Herz für seine Pfarrkinder mit dem Ammann und Kirchenrat im kleinen Geschehen einer Schweizer Dorfgemeinde das Ringen um die Macht von Welt und Kirche mit köstlichem Humor und tiefem Verständnis für das harte Spiel der Menschenlein. Die Schweiß und der Boden sind auch der Schauplatz eines Romans von Julia Joffe: „Im Fuchsbau“ (W. Vobach u. Co., G. m. b. H., Leipzig), in welchem der Kampf dreier rothblonder Mädchen ums Dasein mit Ernst und Humor geschildert wird. Tragischer ist der Hintergrund der Begebenheiten, die sich auf einem abgelegenen Herrenhof in Ostpreußen abspielen und von Agnes Harder in dem Roman „Seines Herren Sohn“ (ebenfalls bei Vobach u. Co., Leipzig) geschildert werden. Ein köstlicher Jagdroman mit mannigfachen Abenteuern und interessanten Erlebnissen ist Ludwig Eberhards: „Die Jagd des Hauptmanns Thumf“ (Ernst Keils Nachf., Aug. Scherl, Leipzig). Die landschaftlichen Schönheiten Potsdams und des Havelgebietes sowie die Lebensmelodie der Residenz des großen Königs sind in dem Potsdamer Roman „Die Versuchungen des Josef Braun“ von Hans Jappe (A. W. Hays Erben, Berlin W. 68) eingefangen. Von Potsdams Geschichte und von den Potsdamern entwirft Dorothee Goeheler in dem im gleichen Verlag erschienenen Büchlein „Potsdamer Klauereien“ interessante Stimmungsbilder. Ein abenteuerliches Buch mit Spannung, mannigfachen Problemen und wechselnder Szenerie der internationalen Schauplätze ist Kurt Kuchlers neuer Roman „Rhododor“ (Ernst Keils Nachf., Aug. Scherl, Leipzig). Die vielen dunklen Sagen, die sich an den Namen einer vor Zeiten in den Kluten des Ozeans versunkenen großen Kulturwelt knüpfen, werden in dem Buche „Atlantis“ der Roman einer untergegangenen Welt, von H. Bender-Wildberg (Wilb. Bornaraber, Verlag, Leipzig) zu einem bunten Teppich verwoben. Von dem auch in Deutschland bereits bekannten holländischen Dichter Maarten Maartens erschien in Übersetzung von Eva Schuman (bei Albert Langen, München) der Roman „Gottes Rart“, in dem ein blind und taub gewordener Mensch den Mittelpunkt einer weitverzweigten Handlung bildet. Der Dichter zeigt, wie die glatte Oberfläche des Gesellschaftslebens doch nur ein dünnes Häutchen ist, unter der Dämonen lauern. Der mit dem Goldendal-Preis ausgezeichnete Roman

des Dänen J. Anter Larsen „Der Stein der Weisen“ erschien, übersetzt von Mathilde Mann (bei Grethlein u. Co., Leipzig). Das Buch wird über die Gemüter Nacht bekommen, da es auf ein Grundgefühl zurückgreift, das bei dem allgemainen Schiffbruch die Sinkenden über Wasser halten kann“. schrieb Georg Brandes darüber. Ebenfalls bei Grethlein u. Co. in Leipzig erschien von Knut Samsum: „Das letzte Kapitel“. Verherrlichung des uralten Naturmenschen im Gegensatz zu denen, die aus dem Gleichgewicht gekommen sind — das ist die Grundstimmung des Buches. Das zweibändige Werk ist voll von schöpferischer Phantasie und durchwärmt von lyrischer und menschenfreundlicher Laune, das Werk eines Ausgezeichneten und Absehlarten. Nicolai Gogols spukhaft-phantastische Skizze „Die Nase“, die mit lebenswürdiger Ironie die Zand eines Spieker-Kavalliers nach seinem abhanden gekommenen Riechorgan schildert und dabei das Petersburg der vierziger Jahre mit humorvoller Charakteristik vor uns erstehen läßt, erscheint loben in einer prächtigen illustrierten Ausgabe (Julius Hoffmann, Verlag, Stuttgart). „Was Masjutin, der welschverwandte russische Zeichner, zu der tollen Geschichte zu sagen hat, können nur die Bilder selbst sagen.

## Bücher vom Rhein.

So umfangreich und vielseitig auch die Literatur über das Stromgebiet des Rheins ist, ein alles Wissenswerte zusammenfassendes Werk, das den Strom von seinen Quellen bis zur Mündung als einheitliches Ganzes schildert und dabei die Landschaft ebenso wie das Kulturleben der Menschen, denen der Rheinstrom Heimat bedeutet, ein solches Buch vom Rhein, seiner Natur und Kulturgeschichte fehlte uns noch. Es ist jetzt (im Verlag von Bouisch u. Neßthardt in Köln a. Rh.) erschienen und betitelt sich „Das Buch vom Rhein“. Eine Schilderung des Rheinstroms und seiner Ufer von den Quellen bis zum Meere unter besonderer Berücksichtigung seiner 2000-jährigen Geschichte von Georg Böllcher (mit 19 Karten und 215 teils farbigen Abbildungen nach Gemälden, Radierungen und Zeichnungen berühmter Künstler). Georg Böllchers Darstellung gilt zunächst dem landschaftlichen Bild. Landschaften, Städte, Dome und Dörfer gleiten an uns vorüber, von allen wird uns Wissenswerthes und Merkwürdiges in der fesselndsten und unterhaltendsten Weise berichtet. Einen nicht kleinen Teil des Buches nehmen die geschichtlichen Darstellungen ein. Abgesehen von einer vorangehenden Abhandlung „Der Rhein in der Geschichte“ ist das ganze Werk durchwoben von historischen Erinnerungen, mit denen die uralte Kulturstätte des Rheines geradezu gepflastert ist. Ein besonderer Reichtum unseres Buches sind die vielen Literatur- und kunstgeschichtlichen Darstellungen und Erinnerungen. Aber nicht nur die Vergangenheit kommt zu Recht und Geltung im „Buch vom Rhein“, auch mit den dringenden Fragen der Gegenwart über Wirtschaft, Technik, Handel, Industrie und Schifffahrt macht es uns vertraut. Einer der unermüdetsten Fußgänger, ist der Verfasser den größten Teil unseres Stromlaufes entlang gewandert, und äußerst reizvoll und erheiternd gibt er köstliche Erlebnisse und Begegnungen zum besten, wobei das Ganze ein goldener Humor wie ein funkelndes Band durchzieht. Es ist ein Vergnügen und ein Genuß, ihm zu folgen auf seiner Pfadfahrt den arinaothen Kluten unseres heilgeliebten Stromes entlang.

Ein weiteres interessantes Rheinlandsbuch sind die sieben in zwei Bänden (bei Eugen Diederichs Verlag in Jena) erschienenen „Rheinlandsagen“ gesammelt und herausgegeben von Paul Zaunert. Ein wirkliches Volksbuch, das berufen ist, dem deutschen Volke die reiche historische Vergangenheit des ältesten deutschen Kulturgebietes und seinen Volkscharakter durch eine Schilderung seiner Lebenslust und seines Aberglaubens neu zu erschließen. In das fast unüberschaubare Gebiet der Rheinlagen bringt das mit zahlreichen Reproduktionen nach alten Kupfern und Gemälden geschmückte Werk nicht nur feste Ordnung, sondern es reinigt seine historischen Sagen von künstlerischer Poetik ausankern der treuerzählten Erzählungsweise verstaubter Zeiten. Im ersten Band wird der Niederrhein bis Köln, das beraische Land und die Eifel behandelt. Im zweiten kommt dann das uns ganz besonders interessierende Gebiet des Rheintals von Bonn bis Mainz sowie der Volksalbe der Gegenwart zur Geltung. Eine durch die Art der Schilderung besonders interessante und immer wieder aufs neue fesselnde Lektüre.